



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Junge Blüten der Wissenschaft. Zu den Sprachdummheiten, die die Grenzboten so wacker verfolgen, möchten wir heute ein paar Stilmanieren vorlegen. Bei den Neuigkeiten des Büchermarktes sieht man sich doch zunächst die Vorrede an, um zu erfahren, was der Verfasser will, dann, wenn man Beziehungen findet, das weitere. Da sind uns nun in letzter Zeit besonders die Arbeiten der jungen Historiker durch die Verschrobenheit ihrer Ausdrucksweise aufgefallen, die in der Vorrede die schönsten Blüten treibt. Imperfekt statt Perfekt, Perfekt statt Präsens, das abgehezte Wort „That“: „Nathansons Werk ist kein Buch, sondern eine That“ (natürlich handelt sich um eine Dissertation über irgend eine gleichgiltige Quelle), zahllose Französeleien: z. B. „Die Frage . . . ist sehr alt, sehr interessant und sehr schwierig: sie ist prinzipieller Natur,“ der noch zahlreichen Fremdwörter selber gar nicht zu gedenken; das unvermeidliche „Und“ zum Beginn des letzten Satzes der Vorrede: „Eine solche Vorarbeit wünschte ich zu liefern. Und es ist mir ein froher Gedanke, in diesem Sinne auch für die Geschichte der deutschen Gesittung gearbeitet zu haben“ (nämlich durch eine Dissertation über die wenig erbaulichen Sitten der italienischen Geistlichkeit vor Gregor VII.!); dann vor allen Dingen überall das Pronomen der ersten Person, Dugende von malen in jedem Abschnitt, und ebenso übermäßig wie diese Ichs eingestreute persönliche Mitteilungen, „mein Freund“ so und so; die ständige aufdringliche Mitbenennung aller Leute mit den Vornamen, auch wenn sie nicht Meyer heißen u. s. w. Was ist nun an alledem schuld? Manches ist ja altsemitisch, wie die Wichtigkeit des Vornamens, anderes neusemitisch, wie die Gallicismen, aber einiges geht merkwürdigerweise auf niemand anders zurück, als auf Ranke („Leopold von Ranke,“ wie man stets bei ihm sagt). „Ich wage es, ein Deutscher, das Wort über die französische Geschichte zu ergreifen,“ dies und so manches andre, was der berühmte Historiker in seiner großartigen Schlichtheit einmal schrieb, und was unsereins gewissermaßen von unten mit ansieht, das muß heutzutage für eine gewisse Schule (ob es nicht nur in der Manier, sondern auch thatsächlich eine bestimmte Schule ist, können vielleicht die Historiker von Fach unterscheiden) das Muster hergeben, damit sich in schlechter Nachahmung die Eitelkeit spreizen kann. Daher dieser Familienzug der Vorreden und der Einleitungen, die alle diese Dissertationen und Abhandlungen einander so ähnlich wie eine Zwiebel der andern macht. Ach Gott, von Rankes Geist keine Spur; der Alte war ja außerdem ein so deutscher und tiefreligiöser Mann. Sie nennen ihn nur deshalb so gern, weil ein „von“ dabei ist, das wirft doch immer einen gelinden Abglanz zurück.

Soviel über die Manier, nun noch ein Wort über die Dreistigkeit. Da ist z. B. neulich eine Anfängerarbeit über die Handelsartikel, die die Araber aus den Ostseeländern bezogen, in kurzer Frist in zweiter, „gänzlich umgearbeiteter und vielfach vermehrter“ Auflage erschienen. Der Himmel mag wissen, weshalb gerade diese, vielleicht haben sie die „Importhäuser“ aus Versehen oder Kollegialität gekauft. Jedenfalls giebt die neue Auflage dem Verfasser die Gelegenheit, sich mit den Rezensionen der ersten zu befassen. Er thut das, indem er zunächst eigne Regeln aufstellt, nach denen zu besprechen, d. h. zu loben oder zu — schweigen ist, und dann die Kritiker gruppirt. Er „müßte die Superlative noch häufen,“

um den anerkennenden Besprechungen zu danken. Das „noch“ bezieht sich auf die vorhergehende breite Auseinandersetzung seiner Privatbeziehungen zu einem Gelehrten seines Stammes. Dem wer es aus Namen, Stil u. s. w. noch nicht gemerkt haben sollte, daß er es hier mit einem besonders unverfälscht ausgebildeten Exemplar von jungem Israeliten zu thun hat, dem müßte trotz aller Toleranzduselei doch bei den nach allen Richtungen hin an Juden und Judengenossen (u. a. auch an den an den Haaren herbeigezogenen S. Heine) ausgeteilten Komplimenten, aus dem in extenso abgedruckten Brief eines andern Israeliten in ähnlichen Dingen etwas Klarheit kommen. Aus seiner Polemik gegen die drei — nicht feindlichen, aber nicht durchaus lobenden — Kritiken seien nur ein paar Sätze ausgehoben: „Selbstredend“ [auch eines von jenen schönen Worten] „bin ich den Arbeiten, die ich als Student verfaßte, jetzt teilweise entwachsen. Natürlich werden Männer, denen das Glück eines jahrelangen Aufenthaltes im Orient“ [du liebes Kind, komm, geh mit mir!] „zu teil geworden ist oder solche, die mehr orientalische Texte gelesen haben als ich, oder gar solche, die beide Vorzüge vereinen, auch an meinen jetzigen Aufstellungen zu machen finden! Aber kein L. = Kr. = M. wird es nach menschlicher Berechnung je dazu bringen, über meine Arbeiten ein selbständiges Urteil zu gewinnen. . . . Ich sage das ohne Selbstüberhebung, weil es dem wahren Sachverhalt entspricht; alle, die mich kennen, werden mir, wie ich glaube, das Zeugnis ausstellen, daß Unbescheidenheit nicht mein Fehler ist.“ . . . „Ich möchte jedem Occidentalisten (!), der etwa als Rächer der gefallenen Kämpen wider mich aufzutreten gedenkt, dringend raten, sich vorher über die Elemente arabischer Textkritik von Kundigen belehren zu lassen.“ — Die drei Namen haben natürlich wir abgekürzt, den einen dieser Gelehrten, Kr., nennt der Verfasser an andrer Stelle einen „Musti.“ Hier ist also diesem eingebildeten jungen Manne, der ein bißchen Hebräisch und Arabisch versteht und seine Zitate bequemerweise nicht übersetzt, „indem (!) ich nicht beabsichtigte, Felsbrücken für des Arabischen unkundige Historiker zu schaffen,“ der populäre Gebrauch jenes Wortes bei den unwissenden Occidentalisten doch gut genug, um einen bejahrten und hochverdienten Gelehrten zu beschimpfen. Denn er weiß offenbar sehr gut, wer Kr. sonst, auch daß er der Direktor einer großen Lehranstalt ist. Heißt es doch nur so erklärlich auf S. 74: „Er [Kr.] hat sich wahrscheinlich durch die Mahmen Bahr al-abjad und Bahr al-azraq irre leiten lassen, was allerdings eine bedauerliche Ignoranz zur Voraussetzung haben würde. Möge er sich von einem Gymnasiasten über seinen Irrtum aufklären lassen.“ Nun, junger Mann, so weit sind wir jetzt noch nicht, daß das Semitische in diesem Sinne Lehrgegenstand der deutschen Schulen wäre. Möglicherweise kommen wir noch einmal dahin. Aber wenn der gute Gott der Deutschen fortfährt, „Mitbürger“ wie dich heranwachsen zu lassen, und das wird wohl geschehen, dann, hoffen wir, wird es uns vielleicht doch erspart bleiben!

Meister Manole. Wie ein Mensch bei lebendigem Leibe auf offener Bühne eingemauert wird, dieses entsetzlichste aller Schauspiele zu dichten war der königlichen Dichterin Carmen Sylva vorbehalten, deren Trauerspiel Meister Manole in einer feierlichen „Matinee“ von den Hofburgschauspielern im Wiener Hofoperntheater kürzlich aufgeführt wurde. Nichts gleicht der gräßlichen Wirkung dieses Stückes von zarter Frauenhand, die nach dem Lorbeer des Tragikers strebt; hier geht die tragische Erschütterung schlecht hin in Menschenquälerei über.

Dem Werke liegt eine alte rumänische Sage zu Grunde, die ein viel verbreitetes Motiv wiederholt. Die großen Baukünstler des Mittelalters wurden so angestaunt,

daß man sie nur als Verbündete des Teufels begreifen konnte, und der Teufel mußte sein Opfer haben, wenn das Bauwerk bestehen sollte. Im französischen Süden lebt die Sage von der schlauen Überlistung des Teufels nach Vollendung einer großen Strombrücke. Ihm sollte das erste lebendige Wesen gehören, das sie überschritte. Da ließen die klugen Provenzalen ein Häslein über die Brücke laufen, der Pakt war erfüllt und der Satanas um die Christenseele betrogen, um die es ihm zu thun war. Slawisch entsetzlicher ist die Sage vom Meister Manole. Er schuf eine Kirche von solchem Glanz und solcher Schönheit, daß das Volk auch hier den Teufel im Bunde glaubte, und zwar hieß es, Manole hätte in die Grundmauern der Kirche, weil sie wankten, sein eignes schönes junges Weib eingemauert: dann erst hätten die Mauern still gestanden.

Keinem Dramatiker ist es bisher eingefallen, dieses entsetzliche Motiv zu verwerten. Auch von Carmen Sylva war es kein glücklicher Gedanke, es zu thun, umso mehr, als es ihrer wesentlich lyrischen Anlage an der Kraft zur Führung einer großen tragischen Handlung fehlte. Wenn der Stoff überhaupt tragisch brauchbar sein sollte, so mußte er als die Tragödie des Ehrgeizes erfaßt werden. Der dämonisch verbrecherische Baukünstler müßte von der Leidenschaft der Ruhmsucht besessen erscheinen, um poetisch zu wirken, obwohl es auch dann noch fraglich bliebe, ob nicht die Sage, rationalistisch erklärt und zergliedert, allen poetischen Gehalt verlöre. Immerhin ist die Tragik des künstlerischen Ehrgeizes das einzige menschliche Motiv der Sage. Carmen Sylva hat sie aber anders gefaßt, und wenn sie auch manchen persönlich rührenden Zug hinzugebildet hat, so ist es ihr doch nicht gelungen, aus ihrem Helden etwas andres als einen einfältigen Troglöps zu machen, der sich überlisten läßt und sein Weib in so abscheulicher Weise aufopfert.

Manole ist der redliche Fremdling unter schurkischen Barbaren: die Rumänen hassen den Venetianer (der Renaissancezeit) wegen der Gunst, in der er beim Fürsten steht, wegen seines reinen Charakters, wegen seiner höhern Kultur, wegen seines schönen Weibes. Sie unterschlagen die Gelder, die der Fürst zum Kirchenbau hergiebt, und bringen so das Arbeitervolk gegen ihn auf. Ein teuflischer Grieche Dimitri verhetzt Manole gegen alle und alle gegen Manole, weil dessen Frau Giannetta seine Liebesanträge abgewiesen hat. Ja selbst der Fürst des Landes tritt seiner tugendhaften Gattin vor seinen schändlichen Angriffen geschützt. Der Teufel des Stückes, der Grieche Dimitri, bläst nun den Werkführern Manoles den Gedanken ein, einen lebendigen Menschen in die Grundmauern einzumauern, und er auch sorgt dafür, daß dieser Mensch kein anderer als Manoles vielumworbene schöne Gattin sei. Diese Intrigue ist sehr einfältig, sie allein schon raubt der Dichtung den tragischen Charakter. Alles ist nun auf die gräßliche Szene der Einmauerung zugespitzt. Im vierten Akte leistet Manole den Schwur, das erste menschliche Wesen, das um die Mittagsstunde auf den Bauplatz kommen werde, einzumauern; der Donner des Himmels begleitet diesen Schwur. Dann verteilen sich Manole und seine Gehilfen auf den Gerüsten des Baues und harren des Schicksals, das sie beschworen haben. Sie schauen weit in die Ferne. Man sieht ein Weib in weißem Gewande kommen. Das ausgebrochene Gewitter legt der in ihr Unglück eilenden Hindernisse in den Weg: Bäume fallen um, Ströme stürzen dazwischen — Giannetta läßt sich nicht aufhalten, schlohweiß in ihrem Opferkleide und — ganz trocken trotz des Regens langt sie auf dem Bauplatze an, während sich die Spannung und Erregung des Zuschauers aufs unerträglichste gesteigert hat.

Und sie wird wirklich eingemauert, der eigne Mann, der zuvor herzerweichenden Abschied von ihr genommen und sie zum Eintritt in die dunkle Kellervölbung verlockt hat, legt Hand ans Werk! Giannetta schreit aus dem dunkeln Loch heraus, wir hören ihre Stimme immer gedämpfter verhallen — wir habens nicht ausgehalten, sondern sind aus dem Saal gegangen.

Der Schlußakt spielt viele Jahre später. Die Kirche steht gleißend in Gold und Marmor da, auf den Stufen, die zu ihr emporführen, sitzt Manole, seelisch zerrikt, den nahen Wahnsinn in den Augen. Jetzt gäbe er seinen ganzen Ruhm dafür, sein Weib wieder zu besitzen; der schaurige Hilseruf der Eingemauerten tönt ihm in den Ohren und raubt ihm die Ruhe. Da kommen der Fürst und die Fürstin mit ihrem Gefolge und vielem Volk, dem Erbauer der schönen Kirche zu huldigen, und nun spielt sich noch eine richtige Wahnsinnszene ab. Der Fürst erfährt sonderbarerweise erst jetzt das tolle Verbrechen Manoles, und er verurteilt ihn mit orientalischer Phantasie (der Sage gemäß), auf der Spitze des von ihm selbst erbauten Turmes im glühenden Sonnenschein zu verschmachten. Dieser rechtsprechende Fürst, der zwei Akte zuvor einer Frau Gewalt anthun wollte, nimmt sich seltsam genug aus. Das Verhungern auf der Turmespitze ist aber dramatisch doch nicht recht brauchbar; so stirbt denn Manole im ausgebrochenen Wahnsinn auf den Stufen der Kirche, während die gute Landesfürstin in dem golddurchwirkten Gewande einer byzantinischen Muttergottes versöhnende Worte über ihm spricht und sich gnadenspendend zu ihm niederbeugt.

Man sieht aus der Handlung allein schon, daß wir es hier nicht mit lebensmöglichen Figuren, nicht mit Menschen, sondern mit Puppen zu thun haben; es ist theatralische, aber nicht dramatische Wirkung erzielt worden. Nur an einigen Stellen spürt man den Hauch der Menschlichkeit und Natürlichkeit, da wo Carmen Sylva ihr eigenstes Gefühl offenbart: in den Reden der Fürstin und in ihrer Besuchszene bei der Gattin Manoles, wo die kinderlose Landesmutter schwermütig an der Wiege der Frau des Künstlers sitzt und die Fremde um den Besitz ihrer Kinder beneidet. Die ganze Grundlage des Stückes: der Gegensatz zwischen dem Eingewanderten und den Einheimischen, zwischen der reichen Kultur Italiens und der Barbarei der Rumänen ist wohl auch persönlich empfunden, wenn auch die Handlung in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts verlegt ist. Diese Lichtpunkte aber machen das Ganze nicht haltbar, auch nicht die shakespeareisirenden Narrenepisoden, und wenn das Stück nun gar den Weg über andre deutsche Bühnen machen sollte, so müßte man das sehr bedauern, denn es würde nur zur Vermehrung jenes Geschmackes am Gräßlichen und Schauerlichen beitragen, der unsre neuesten Dramatiker von dem Schlage eines Richard Voß schon mehr, als gut ist, beherrscht. „Meister Manole“ ist trotz seiner blühenden lyrischen Sprache im Grunde doch nichts andres als eine Sensationskomödie, die wohl kaum von den Burgschauspielern gespielt worden wäre, wenn sie nicht Carmen Sylva zur Verfasserin hätte.

Zu den Sprachdummheiten. Der Verfasser der Aufsätze über „allerhand Sprachdummheiten“ verlangt (auf Seite 565 des ersten Bandes von 1891), daß in unsrer Sprache eine strengere consecutio temporum herrsche, daß die Zeitform der Gegenwart nach Gegenwart, der Vergangenheit nach Vergangenheit gesetzt werde, also z. B. er sagt, er sei krank, aber er sagte, er wäre krank. Er vertritt dabei folgende Sätze: das Deutsche habe von Haus aus seine feste Zeitfolge gehabt; bei den Leuten aus dem Volke gelte diese noch heute, auch der

niedrigste Mann wende in der Erzählung eines Erlebnisses stets den Konjunktiv der Vergangenheit an; erst die Papiersprache der neuern Zeit habe Verwirrung gestiftet, den Konjunktiv des Präsens auch hinter ein regierendes Tempus der Vergangenheit getragen.

Von diesen Sätzen ist der erste unanfechtbar: das Altdeutsche besitzt allerdings eine festgeregelte Zeitfolge und zwar dieselbe wie das Lateinische. Die übrigen Sätze aber sind nicht richtig. Daß der gemeine Mann in der Erzählung des Erlebten nur den Konjunktiv der Vergangenheit anwende, diese Wahrnehmung ist nur für Nieder- und Mitteldeutschland zutreffend, aber nicht für Oberdeutschland, für die bairisch-österreichischen und alemannischen Mundarten. Hier gilt in der abhängigen Rede nur der Konjunktiv des Präsens, nicht der der Vergangenheit, mag der Hauptsatz sich auf die Gegenwart beziehen oder Vergangnes erzählt werden. Aber auch seine eigne Mundart hat der Verfasser nicht ganz richtig beobachtet. Sie wendet allerdings den Konjunktiv der Vergangenheit an, aber nicht bloß nach einer Form der Vergangenheit, sondern auch nach präsentischem Hauptsatz: er sagte und er sagt, er wäre krank. Also gerade die lebendige Volkssprache hat überall die alte Zeitfolge aufgelöst, im Einklang mit einem Grundgesetze der Sprachentwicklung: daß von zwei ganz oder beinahe gleichwertigen Formen die eine mit der Zeit beseitigt wird. Also wer die alte Zeitfolge beibehalten oder wiederherstellen wollte, gerade der würde im Dienste des papiernen Geistes stehen, nicht wer sich dem Brauche der Mundart anschließt. Unse Schriftsprache hat sich auf die Seite der süddeutschen Mundarten gestellt: zweifelloß überwiegt heute die Sitte, überall den Konjunktiv der Gegenwart zu setzen. Und es ist gar nicht uneben, daß es so gekommen ist: die Anwendung des Konjunktivs der Vergangenheit würde oft genug dem Zweifel Raum geben, ob nicht etwa der Ausdruck einer Bedingung vorliege.

Schon sein Alter sollte den heutigen Brauch vor Verdächtigungen schützen. Einzelne Beispiele des Präsens nach dem Präteritum finden sich nämlich schon im fünfzehnten Jahrhundert, und schon im sechzehnten ist in Fischarts Geschichtsklitterung das Präsens beinahe gerade so gut die Regel, wie etwa in Wielands Don Sylvio von Rosalba.

Noch manches andre von dem, was von unserm Verfasser befehlet wird, ließe sich in ähnlicher Weise in Schutz nehmen. Ich möchte aber statt dessen lieber noch eine kleine Oratio pro domo halten, wenn es die Leitung dieser Blätter gestattet. Aus meinen Darlegungen ergibt sich, daß der Sammler der Sprachdummheiten die Syntax der Mundarten nicht genug berücksichtigt hat. Man kann ihm das ja nicht so sehr übel nehmen, denn wie viele giebt es überhaupt, die davon etwas wissen? Jahr für Jahr erscheint vielleicht ein Duzend Arbeiten, die den deutschen Mundarten gewidmet sind. Meist befassen sie sich mit Lauten und Formen, wenn sie es nicht vorziehen, sich auf die Lautlehre, Teil I, die kurzen Vokale, zu beschränken. Es giebt meines Wissens eine einzige Dissertation, die die Syntax einer Mundart zum Vorwurfe genommen hat, eine Untersuchung über die Sprache von Baselstadt, und doch giebt es gerade auf dem Gebiete der Syntax eine Fülle von lehrreichen und anziehenden Erscheinungen. Wie oft wäre es dem Forscher von Wert, die räumliche Ausdehnung einer Eigentümlichkeit zu kennen! Hier wie nirgends in den Kapiteln der Grammatik stehen bisweilen scheinbar unbedeutende Kleinigkeiten im Zusammenhang mit den tiefsten Eigenschaften der Volksseele. Auch der Laie ist imstande, dem Forscher höchst schätzenswertes Material zuzutragen, und ich persönlich wäre für Mitteilungen aus diesem Stoffgebiete außerordentlich dankbar.

Beispielsweise würde ich sehr gern erfahren, bis zu welcher nördlichen Grenzlinie der Gebrauch von wo statt des Pronomen Relativum geht oder die Anwendung des Artikels bei persönlichen Eigennamen (der Karl, der Müller). Wenn man mehr auf dergleichen Dinge achtete, könnte man u. a. auch die Entdeckung machen, daß es Mundarten giebt, die *sellex*, *dersell* (aus *selber*, *derselbe* entstanden) als Demonstrativpronomen verwenden, und man würde vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß das jetzt leidenschaftlich verfolgte *derselbe* nicht bloß einer Schrulle des papiernen Geistes sein Dasein verdankt.

Gießen

O. Behaghel

Vorbedingung. In Heft 21 ist die herrliche Sprachneheit Abmangel in ihrem geschwisterlichen Verhältnisse zu Rückantwort, Herabminderung u. dgl. gebührend beleuchtet worden. Erlauben Sie mir — denn das „jeztzeitigere“ gestatten will mir so wenig aus der Feder wie über die Zunge —, daß ich die Aufmerksamkeit ihrer Leser noch auf eine andre „Novität“ derselben Gattung lenke, die sich seit geraumer Zeit lebhafter Nachfrage erfreut. Ich meine die Vorbedingung. Früher glaubte man, daß, wenn etwas die Bedingung von etwas anderm sei, es sich von selbst verstehe, daß es diesem andern vorhergehen müsse. Das scheint sich aber als Irrtum erwiesen zu haben. Vermutlich hat man in neuerer Zeit auch nachträglich eintretende Bedingungen entdeckt, und zur Unterscheidung von diesen hat man dann die Vorbedingung ausgedistet. Vielleicht bekommen wir nun auch bald die Vorursache und den Vorgrund „bezw.“ die Nachwirkung und die Nachfolge, sowie das Vormittel und den Nachzweck. Denn nur so ist es ja zu erreichen, daß der Leser „mit zwingender Notwendigkeit“ das Richtige denkt.

Es ist doch merkwürdig: seit nichts mehr bewirkt, verursacht oder veranlaßt, sondern alles nur noch bedingt wird, ist die gute alte Bedingung inzwischen zur Vorbedingung aufgerückt. Es wird also wohl nicht mehr lange dauern, so wird sich auch das bedingen zur Vermeidung weiterer noch etwa ausjudistelter Mißverständnisse in ein vorbedingen verwandeln; und es kann sich dann nur noch darum handeln, ob es heißen muß: „ich vorbedinge“ oder „ich bedinge vor.“ Das wäre dann die Preisfrage der Zukunft.



Litteratur

Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt von Dr. F. Jastrow. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur

Daß Bücher, wie diese im Jahre 1885 vom Verein für Deutsche Litteratur gekrönte Preisschrift, nach Verlauf weniger Jahre zum drittenmal gedruckt werden müssen, ist eine erfreuliche Erscheinung. Aber es ist auch notwendig, daß die Deutschen immer wieder daran erinnert werden, aus welchen trostlosen Zuständen unser Volk erlöst werden mußte, eine wie langwierige Arbeit das war, wie viele Köpfe und Hände sich daran beteiligen mußten, wie und durch wen endlich das Ziel erreicht wurde; denn die Gegenwart verrät ein beunruhigend schlechtes Ge-